

(Nachdruck verboten.)

301

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Jurgis' Seele kam nicht von den allerschlimmsten Möglichkeiten los. Er sah Opa krank und gemartert, Marija ohne Stelle, den kleinen Stanislovas, unfähig sich Arbeit zu verschaffen, wegen des Schnees, die ganze Familie auf die Straße hinausgejagt. Allmächtiger Gott! Würde man sie wohl wirklich auf die Straße jagen und sie dort verhungern lassen? Würde ihnen selbst dann niemand helfen? Würden sie im Schnee umherwandern, bis sie vor Kälte umfamen? Jurgis hatte zwar niemals eine Tote auf den Straßen herumliegen sehen, aber er hatte erlebt, daß Leute aus ihren Wohnungen ausgewiesen wurden und auf Nimmerwiedersehen verschwanden, und obwohl es ein Hilfsbureau in der Stadt gab und eine Wohltätigkeitsorganisation für die Schlachthöfe, so hatte er doch niemals davon gehört. Sie annoncierten ihre Tätigkeit nicht, denn sie konnten die Anforderungen, die an sie herantraten, ohnedies kaum befriedigen.

So ging es weiter bis zum Morgen. Dann kam wieder eine Fahrt im Polizeiwagen, zusammen mit dem betrunkenen Frauenmishändler, dem Lobfuchtigen, mehreren „einfach Betrunknen“ und „Bierjalon-Rowdies“, einem Einbrecher und zwei Männern, die verhaftet worden waren, weil sie in den Schlachthöfen Fleisch gestohlen hatten. Mit diesen Menschen zusammen wurde er in einen großen, überkochen, weißgetünchten Raum hineingetrieben, der gedrängt voll von Zuschauern war. Vornan, auf einer Estrade hinter einem Geländer saß ein dicker, roter Mann mit blauen Flecken auf der Nase.

Unser Freund begann zu begreifen, daß er vor Gericht gestellt werden sollte. Er überlegte, wessen man ihn anklagen werde, und dachte darüber nach, ob sein Opfer wohl tot sei, und was man in dem Falle mit ihm anfangen werde. Ob man ihn hängen würde oder vielleicht zu Tode prügeln? Gewundert hätte er sich über nichts, denn er wußte nicht viel von Gesetzen. Doch hatte er immerhin genug davon gehört, um zu vermuten, daß der lautsprechende Mann auf der Bank der berühmte Richter Callahan sei, von dem man in Packingtown nur mit angehaltenem Atem zu sprechen pflegte.

„Pat“ Callahan — „Knurr-Pat“, wie man ihn genannt hatte, bis er die Richterbank bestieg — hatte seine Laufbahn als Schlachterjunge und notorisch schlechter Arbeiter begonnen. Er hatte sich auf die Politik gestürzt, sobald er eine Rede halten konnte, und hatte zwei Kemter bekleidet, bevor er alt genug war, um zu wählen. Wenn Scully der Daumen war, so war Pat Callahan der Zeigefinger der unsichtbaren Hand, mit der die Nachherren die Leute ihres Distrikts niederhielten. Kein Politiker in Chicago durfte sich rühmen, mehr Vertrauen bei den Nachherren zu genießen; er hatte schon lange mit dem Geschäft zu tun — er war der städtische Geschäftsagent des alten Durham, eines Selbstmademan, gewesen und hatte als solcher schon in alten Zeiten, als ganz Chicago unterm Hammer war, im Magistrat gefessen. „Knurr-Pat“ hatte diese städtischen Kemter jedoch sehr bald aufgegeben; er legte nur Wert auf eine einflussreiche Parteistellung und widmete alle übrige Zeit seinen Bordellen und Diebeshöhlen. Doch seit einigen Jahren, seit seine Kinder erwachsen waren, hatte er angefangen, mehr Wert auf Achtbarkeit zu legen; deshalb war er Richter geworden, wozu er sich wegen seiner streng konservativen Gesinnung und seiner Verachtung aller „Ausländer“ ganz besonders eignete.

Jurgis saß fast zwei Stunden lang da und starrte im Saal umher. Er hoffte immer noch, daß irgend jemand von der Familie kommen werde, aber er ward enttäuscht. Endlich wurde er vorgerufen, und ein Rechtsanwalt trat ihm im Namen der Gesellschaft gegenüber. Connor sei in ärztlicher Behandlung, erklärte der Rechtsanwalt in kurzen Worten und ersuchte Seine Ehren, den Angeklagten acht Tage festzuhalten. — „Dreihundert Dollar“ (Bürgschaft), sagte Seine Ehren kurz und bündig.

Jurgis starrte verwirrt bald auf den Richter, bald auf den Anwalt. „Haben Sie irgend jemand, der für Sie gut-sagen würde?“ fragte der Richter, und ein Schreiber, der neben Jurgis stand, erklärte ihm, was das bedeute. Jurgis schüttelte den Kopf, und es' er sich klar gemacht hatte, was geschehen war, wurde er bereits von mehreren Polizisten abgeführt. Sie brachten ihn nach einem Zimmer, wo andere Gefangene warteten, und hier mußte er den Schluß der Sitzung abwarten. Dann folgte eine lange, bitterlich kalte Fahrt nach dem Distriktsgefängnis, das im Norden der Stadt und wohl neun bis zehn Meilen von den Schlachthäusern entfernt liegt.

Hier durchsuchten sie Jurgis und ließen ihm nur sein Geld, das in fünfzehn Cent bestand. Dann führte man ihn in ein Zimmer und gebot ihm, sich zum Baden zu entkleiden, worauf er eine lange Galerie entlang gehen mußte, an welcher die vergitterten Zellentüren der Gefängnisbewohner lagen. Dies war für die letzteren immer ein großes Ereignis — diese Besichtigung der neuen Ankömmlinge, die spitternackt vorüberzogen, und es fehlte nicht an den mannigfachen unterhaltenden Bemerkungen. Jurgis mußte länger im Bade bleiben als alle anderen, weil die Aufseher hofften, ihm auf diese Weise ein wenig von seinen Phosphaten und Säuren zu entziehen. Die Gefangenen bewohnten die Zellen zu zweien, aber heute blieb einer über, und dieser eine war er.

Die Zellen lagen etagenweise übereinander, an langen Galerien. Seine Zelle war etwa fünf zu sieben Fuß groß; sie hatte einen steinernen Fußboden, in den eine schwere Holzbank eingemauert war. Ein Fenster war nicht vorhanden, — alles Licht kam von einigen Fenstern her, die dicht unter der Decke an einem Ende des Hofes lagen. Es waren zwei Bettstellen da, die übereinander lagen und je eine Matratze und zwei wollene Decken enthielten; diese Decken waren steif von Schmutz und wimmelten von Flöhen, Wanzen und Käufen. Als Jurgis die Matratze aufhob, entdeckte er darunter eine ganze Lage umherrennender Kellerrasseln, die ebenso erschreckt zu sein schienen wie er.

Hierher brachte man ihn wieder „Auffers and Töpfe“ und eine Schale mit Suppe. Viele Gefangene liehen sich ihr Essen aus dem gegenüber liegenden Restaurant bringen, aber dazu hatte Jurgis kein Geld. Manche hatten Bücher zum Lesen und Karten zum Spielen und dabei noch Kerzen, um sie nachts zu brennen; aber Jurgis war ganz allein in seiner Dunkelheit und Stille. Er konnte wieder nicht schlafen; wieder quälten ihn dieselben Gedanken, die immer in derselben Wahnsinn erregenden Prozeßion durch seine Seele zogen und sie peitschten wie Knutenhiebe seinen nackten Rücken. Als die Nacht hereinbrach, stürmte er in seiner Zelle hin und her wie ein wildes Tier, das sich die Zähne an den Stäben seines Käfigs ausbeißt. Dann und wann warf er sich in seiner Verzweiflung gegen die Wände der Zelle und schlug mit beiden Händen dagegen. Sie zerrissen und verletzten ihm die Hände — sie waren ebenso kalt und unbarmherzig wie die Menschen, die sie erbaut hatten.

In der Ferne befand sich eine Kirchturmuhre, die eine Stunde nach der anderen verkündete. Als es Mitternacht war, lag Jurgis mit dem Gesicht auf den Armen am Boden und horchte. Anstatt nach dem zwölften Schläge zu verstummen, begann die Glocke plötzlich zu läuten. Jurgis hob den Kopf empor. Was hatte das wohl zu bedeuten? Ein Feuer? Gott! Wenn hier im Gefängnis ein Feuer ausbräche! Aber dann erkannte er einen gewissen Rhythmus im Klang der Glocke; es war ein regelrechtes Läuten. Und es schien die ganze Stadt zu erwecken — rings umher, nah und fern erklangen Glocken, eine wilde, tönende Musik. Wohl eine Minute lag Jurgis starr vor Staunen da, bis es ihm mit einemmal klar wurde, was es zu bedeuten hatte, — daß dies das Einläuten des Weihnachtsabends war!

Weihnachtsabend — er hatte es vollständig vergessen! Da brachen alle Schleusen auf, eine Flut von Erinnerungen und Schmerzen stürmte auf seine Seele ein. Im fernen Litauen hatten sie Weihnachten gefeiert; es kam ihm vor, als

ob es gestern gewesen sei — Er war wieder ein kleines Kind und sah mit seinem verlorenen Bruder und seinem verstorbenen Vater in der Stille im tiefen, schwarzen Forst, wo der Schnee Tag und Nacht herabfiel und sie von der Welt abschneidete und begrub. Es war zu weit für Sanft Nikolaus bis Litauen, aber es war nicht zu weit für Frieden und Wohlgefallen für alle Menschen, nicht zu weit für die wunderbare Vision vom Christkind. Und selbst in Padingtown hatten sie es nicht vergessen; stets war wenigstens ein schwacher Strahl davon in ihre Finsternis hereingefallen. Den vorigen Weihnachtsabend und ersten Weihnachtstag hatte Jurgis den ganzen Tag auf den Schlachthöfen gearbeitet, während Ona rastlos Schinken verpackte; und dennoch hatten sie Kraft gefunden, um mit den Kindern auf der Avenue spazieren zu gehen und die Ladenfenster zu bewundern mit ihren ausgeputzten Christbäumen und ihrer strahlenden elektrischen Beleuchtung. In einem Fenster waren lebendige Gänse gewesen, in einem anderen allerlei Wunder aus Zucker — rosa und weiße Stangen, die groß genug für einen Menschenfresser waren, und Kuchen mit kleinen Engeln darauf; in einem dritten lagen lange Reihen fetter mit Papierrosetten geschmückter Truthähne, und daneben hingen Kaninchen und Eichhörnchen; in einem vierten befand sich ein wahres Feenland von Spielzeug, — entzückende Puppen in rosa Kleidern und wollige Schafe und Trommeln und Helme. Und sie brauchten nicht einmal ganz leer heimzugehen. Das letzte Mal hatten sie einen großen Korb mitgebracht und viele Einkäufe gemacht: einen Schweinebraten, und einen Kohlkopf, und ein Roggenbrot, und ein Paar Pulswärmer für Ona, und eine quietschende Gummipuppe, und ein grünes Züllhorn voll Zuckersachen, das an den Gashahn gehängt und von einem Duzend Paar Augen voller Verlangen angestarrt wurde.

Selbst ein halbes Jahr an den Wurstmaschinen und Knochenmühlen war nicht in stande gewesen, den Gedanken an Weihnachten in ihnen gänzlich zu ertöten. Es würgte Jurgis in der Kehle, als er sich erinnerte, daß noch an dem Abend, an welchem Ona nicht nach Hause gekommen war, Teta Elzbieta ihn beiseite genommen hatte, um ihm eine alte Neujahrskarte zu zeigen, die sie in einem Laden für drei Cent erworben hatte — schmutzig und verblichen war sie gewesen, aber bunt und mit Engeln und Tauben verziert. Sie hatte die Flecke sorgsam abgewischt und wollte die Karte auf den Kamin stellen, so daß alle Kinder sie sehen könnten. Wildes Schluchzen erschütterte Jurgis bei dieser Erinnerung — ach, sie verbrachten das Fest in Elend und Verzweiflung, denn er war im Gefängnis, Ona war krank und das Haus verödet. Ach, es war zu grausam! Weshalb ließ man ihn denn nicht wenigstens in Ruhe? Weshalb läuteten sie nun, nachdem sie ihn ins Gefängnis gesperrt hatten, die Glocken, um ihn an das Christfest zu erinnern?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Chrysanthemumfest in Japan.

Das Chrysanthemum, eine Blume, die seit etwa zwei Jahrzehnten bei uns die Modeblume des Herbstes ist, stammt aus Japan, wo ihre Pflege seit Jahrhunderten betrieben wird und wo die Liebhaberei für diese Blume eine allgemeine bei Arm und Reich ist. Der Japaner ist ein großer Naturliebhaber, und alles, was mit der Natur im Zusammenhang steht, ist ihm ganz besonders ans Herz gewachsen, dies bezeugt er in mannigfacher Weise. Vor allem durch die Pflege seiner Gärten, in denen sich stets ein Stück japanischer Landschaft widerspiegelt, wie auch durch die Pflege der Blumen in seinem Heim. Einen großen Teil der arbeitsfreien Zeit widmet der Japaner dem Blumenkultus, und er hat es weit gebracht auf diesem Gebiete. Allein nicht nur durch die stete Beschäftigung mit Blumen und Pflanzen legt der Japaner von seiner Naturliebhaberei Zeugnis ab, sondern auch bei sonstiger Gelegenheit weiß er seiner Verehrung für Floras Kinder Ausdruck zu verleihen. So bei den hohen Festen.

Einen ganz besonderen Wert legt der Japaner auf seine fünf Blumenfeste. Zum Fest der Jahreswende schmückt er die Sträucher mit Kiefer, Bambus und Nume (Prunus Nume); diese drei Pflanzen gelten ihm als Segenbringend, und besonders die roten und weißen Blüten des Prunusbäumchen dürfen am Neujahrstage in keinem Hause fehlen. In einem anderen Feste, dem sogenannten „Mädchenfest“, ist die Pfirsichblüte (Prunus persica) die Hauptblume. Auch die Zeit der Kirschblüte gibt dem Japaner Anlaß zu einem Feste. Jung und Alt wandert hinaus in die „Baum-

blüte“, um sich der poetischen Pracht zu erfreuen. Die japanischen Kirschen sind lediglich Zierbäume, sie setzen kein Obst an. Dem „Knabenfeste“ ist die Blüte der Schwertlilie oder Iris geweiht. In der Umgegend von Tokio ziehen sich weite Felder hin, die nur mit Schwertlilien bestanden sind und die am Tage des Knabenfestes ihren Zweck erfüllen, indem sie das Material zum Schmuck des Hauses liefern.

Das bedeutungsvollste aller Blumenfeste ist aber dem Japaner das Chrysanthemum- oder Kikufest, welches am neunten Tage des neunten Monats begangen wird. Das Chrysanthemum gilt als das Symbol des langen Lebens, und darum ist dem Japaner keine andere Blume so sehr ans Herz gewachsen als gerade das Chrysanthemum, das ja auch als Wappenblume geführt wird. Das Chrysanthemumfest zieht eine fröhliche, festlich gelleidete Menge auf die Blumenmärkte und in die Gärtnereien, wo das Kiku ganz besonders gepflegt wird. Das Chrysanthemum hat als Blume mancherlei Vorzüge, es ist hart und widerstandsfähig, so daß es unter den in Japan gefassten Kältegraden nicht leidet, es ist leicht zu kultivieren, und dann wechselt vor allen Dingen seine Blume sowohl hinsichtlich der Form, wie auch in der Farbe in mannigfaltiger Weise. Größe, Form und Farbe der Blüten bei den verschiedenen Spielarten schaffen hier einen Wechsel wie kaum bei einer anderen Blumengattung. Mancher japanische Gärtner hat die Chrysanthemumzucht zu einer Spezialkultur gemacht, und solche Gärtnereien bezw. Gärten sind zum Chrysanthemumfest besonders lebhaft besucht, weil es hier das denkbare Beste zu schauen gibt. Daß dem Japaner das Chrysanthemum sehr viel gilt, das ergibt sich auch aus dem Umstand, daß keine zweite Blume so häufig als Dekorationsmotiv in japanischer Kunst zu finden ist, als die Kikublume.

Die höchsten Triumphe feiert die Chrysanthemumzucht in den kaiserlichen Gärten zu Jedo (Tokio), und darum gilt es nicht nur als eine besondere Ehre, sondern es stellt auch ein hohes Vergnügen in Aussicht, wenn eine Einladung zum Chrysanthemumfest in diesen Gärten erlangt wird. Die Gäste versammeln sich im Schlosse und werden truppweise zum Park geleitet. Sobald die Papierwände in ihren Rinnen auseinander gleiten und den Blick auf die Gartenanlagen freigeben, bietet sich dem Auge ein malerisches Bild dar, das ein französischer Marineoffizier in seinen Reiseerinnerungen mit folgenden Worten schildert: „Auf Schirmen, auf Pergallen hat wohl jeder bisweilen, ohne sie ernsthaft zu nehmen, solche unwahrscheinlichen Landschaften erblickt. Seen und Inselchen in falscher Perspektive zusammengedrängt, voller Bäume, die statt grün zu sein, in der Grelleheit ihres solorits Blumenbündeln gleichen. Aus den geöffneten Türen eines Saales herausströmend, befinden wir uns auf einem Hügel, der eine weite Ausdehnung beherrscht, in der jene Dinge als Wirklichkeit dastehen. Zwischen nahe vor uns herabhängenden Nadelholzweigen liegt es vor uns: flaches Gartenland, samtener Rasen, Felsgruppen, Bäche, über welche sich Brücken in hohem Bogen wölben, laubumkränzte schlummernde Seen, zu tiefem Waldesschatten führende endlose Alleen. Hier und da schmücken silberfarbene Bambusen die Rasenbänke mit fast weißer Vegetation. Rote Thorne, wahrhafte Korallenbäume, wechseln mit mir unbekanntem Strauchgruppen, deren Blätterwerk an das gesättigte Violett der Stabiose mahnt. Weit jenseits dieser künstlich gestalteten Szenen umschließt sie ein Horizont hoher Hügel und wahrhaften Waldes in glücklicher Nachbildung einer durchaus wilden Natur. Wie überrascht eine solche Wildnis mitten in einer Stadt, wie groß erscheint eine solche Herrscherlaune! Seltsame Stille weht über diesem schwer zugänglichen Garten, so schweigend und jetzt doppelt melancholisch liegen sie in der Herbstbeleuchtung da.“

Die Wege des Gartens sind mit Matten belegt, einer von ihnen führt zu einem riesenhafteu Zelt von leichter Bambuskonstruktion, drapiert mit zartviolettten Seidenstoffe, in die große seltsame Rosetten, die heraldischen Chrysanthemum darstellend, eingewirkt sind. Das ist der Ort der Blumenausstellung. Hier stehen die Sammlungen von Chrysanthemum, es sind natürliche Blumen, aber sie haben kaum den Anschein, solche zu sein. Geometrisch regelmäßig nehmen sie ihren Stand in Quinlung (durchbrochene Anordnung) ein, auf Erdterrassen, welche eine leichte Moosdecke glatt helleidet. Jede Staude besteht nur aus einem Stengel, und jeder Stengel trägt nur eine Blume. Aber eine Blume von erstaunlicher Größe ohne Ausnahme von schönem Farbenton und ausserordentlicher Gestalt. Die eine zeigt breite, fast fleischige Petalen (Blumenblätter), die so regelmäßig gebaut sind, daß man eine große rote Artichoke zu sehen glaubt. Ihre Nachbarin gleicht einem kausen Kohlkopf von heller Bronzefarbe. Wieder eine andere entfaltet, in blendendem Gelb strahlend, tausend kleiner, zarter Blumenblätter, die wie eine Garbe von Goldfäden aufsteigen und sich dann niederbeugen. Es gibt Blumen darunter, die weiß wie Eisenstein, andere, die blaß malvenfarben oder vom gesättigsten Amaranthrot sind; es gibt panachierte, zart abgetönte und der Hälfte nach verschieden gefärbte. Entweder hält es, sich die Mühe zu vergegenwärtigen, die es gelostet hat, solche Riesensblumen zu züchten.

Von dieser Blumenausstellung führt ein Schallengang zwischen einer Anhöhe voll riesiger Cryptomerien (japanische Cypressen) und einem schwermütigen Teiche voller Lotus zu einem Hügel hinan. Dieser Hügel ist ein einziges von Chrysanthemum rosa gefärbtes Blumenbeet, von dem aus der Blick nach allen Richtungen hin in die Waldesfernen des Parks streift. Seitwärts vom Blumenbeet,

in hohen, leichtgebauteu Kiosken befinden sich Blumenausstellungen, in welchen sich die verschiedenartigsten Behandlungsarten der Pflanze offenbaren. Hier stehen in künstlerischen, wertvollen Vasen die Chrysanthemum, nach bestimmten Regeln gezogen, denen man die monatelange Arbeit nicht ansehen kann, deren es bedurfte, um die Stempel in ganz genau festgelegte Linienführung wachsen zu lassen. Hier stehen auch Pflanzen, die nicht einstempelig gezogen werden, sondern die an hundert Stempel aufweisen, alle mit vollkommener Symmetrie um einen Mittelstamm gruppiert oder in einer Fläche fächerförmig gezogen, an der Spitze eines jeden Zweiges mit einer weit erschlossenen Blüte gekrönt, die nie im Verwelken, nie auch erst im Knospen begriffen ist, sondern immer auf dem gleichen, ephemeren Höhepunkt der Entwicklung steht. Es ist klar, zur selben Stunde muß all diese Schönheit, die ja so unendlich viel Sorgfalt gekostet hat, verblühen und verschwinden. Jede dieser Chrysanthemum trägt auf einem Papierstreifen ihren Namen, Namen, die wiederum Zeugnis ablegen von dem tiefen Naturverständnis, das dem Japaner eigen ist: der Bergnebel, die Herbstwolke, Schneeflocke auf der Kiefer, die zehntausendmal mit Goldstaub bestreute, Herbstliche Ahornblätter in der Abendsonne.

Ein Gastmahl, an dem auch die Kaiserin teilzunehmen pflegt, beschließt den ersten Tag des Chrysanthemumfestes. Am anderen Tage öffnen die Tore des kaiserlichen Gartens sich noch einmal zu einem Feste zweiten Ranges, die Beamten Jedos kommen, um sich die Blumenherrlichkeiten anzuschauen, und dann bleibt der Garten für die Außenwelt wieder auf Monde hinaus geschlossen. h.

Kleines feuilleton.

Eine lustige Ranggeschichte. In keinem Lande spielt bekanntlich die Klassen- und Rangordnung eine so große Rolle wie in Rußland. Neben dem Adel, der in die beiden Gruppen des Personen- und Erbadeis zerfällt, existieren noch eine große Zahl anderer Gruppen; so die Erb- und Personen-Bürger, jede in mehreren Klassen, die Kaufleute in mehreren Gilden, die Stadtbürger in weiteren Untergruppen, die Klassen der Geistlichen, die Kron- und Privatbauern, die Kosaken usw. Allein der „Tschin“, die Beamtenklasse, ist in zwei parallelen Doppelreihen von je 14 nummerierten Rängen oder Graden eingeteilt. In der offiziellen russischen Welt sind die bürgerlichen Ämter und selbst die geistlichen Würden den militärischen Graden gleichgestellt, vom Fähnrich und Kollegienregistrator, welche die unterste Sprosse der Leiter einnehmen, bis zum Feldmarschall und Kanzler, die allein auf der höchsten stehen. Diese schöne Rangordnung hatte Peter I., der sogenannte „Große“, eingeführt, aus Zweckmäßigkeit und im Interesse des allrussischen Handels. Für den Westeuropäer hat zwar diese Bewertung der Person und ihres Ansehens nach dem Grade oder Amistitel allein etwas Komisches; daß jedoch die peinliche Anwendung dieses Prinzips unter Umständen vor unmöglichen Höflichkeiten und langweiligen Zeremonien schützen kann, dafür erzählt der Franzose Veronique Beauclieu in seinem großen Werke über „Das Reich des Zaren und die Russen“ das folgende hübsche Beispiel, das er von dem Feldmarschall Fürsten Waräwinski selbst hat.

Ein Generalmajor, Brigadegeneral (4. Klasse), reiste im Winter im Kaukasus. Kommt ihm nachts in einem Paß ein anderer Reisender entgegen. Der Weg ist verschneit, die durch Schlitten eingefahrene Bahn schmal, es ist unmöglich, aneinander vorüberzufahren. Die Leute des Generalmajors, die es mit einem Fremden niedrigeren Ranges zu tun zu haben meinen, werfen den Schlitten des anderen, der in seinem Mantel gehüllt im Schlummer liegt, kurzweg um. So pflegte man unter solchen Umständen zu verfahren; einer der Schlitten wurde auf die Seite gelegt, um den anderen passieren zu lassen. In unserem Falle schlägt der andere den Mantel zurück. Er ist ein Generalleutnant, dritte Klasse! Sofort sind die Leute daran ihn aufzuheben, und ohne ein Wort zu sagen, ohne ihren Herrn zu fragen, werfen sie nun den Generalmajor in den Schnee.

Man sieht, jedes Ding kann unter Umständen seine Vorteile haben, so unnützlich und lächerlich es im allgemeinen auch sonst sein kann. —

Theater.

Leßing-Theater. „Ritter Blaubart“. Märchenstück in fünf Akten von Herbert Ulenberg. Die beiden ersten Akte boten Stimmungsvolles und Spannendes; es schien, ein eigenartiger dichterischer Grübelsinn habe nach dem Märchen gegriffen, um in ihm das Walten dumpfer, unheimlicher, den Menschen inebelnender Instinkte in frei-symbolischer Gestaltung darzustellen. Fernblide taten sich auf. Der starke Beifall ließ vermuten, daß das Publikum den Absichten des Dichters in williger Anteilnahme nachgegangen war. Aber der Erfolg versprechende Abend endete mit argem Fiasko. Was Ulenberg zu sagen hatte, das war in diesen beiden Aufzügen enthalten; das weitere war nur ein mattes, verflachendes Sichwiederholen, ein süß- und zweifolles Gemisch der altbekannten Märchenzüge mit schwulstigem verstiengenen Wortbombast. Das Unheimliche verzerrte sich zur nervenpeinigenden Frage. Und das Premierenzpublikum, das neulich im Deutschen Theater den Greinerischen „Liebeskönig“, ein Stück von vielfach verwandter Prägung, welches ganz ähnlich nach bedeutenden Ansätzen

ins Wesenlose zerflattert, ruhig bis zum Schlusse über sich hatte ergehen lassen, — das selbst völlig leeren Nachwerker gegenüber: bei noch so provozierendem klaffenden Demonstrationen zu vermeiden pflegt, wurde hier widerspenstig. Als der Vorhang nach dem dritten Aufzuge fiel, klang in den Beifall ein entschiedenes Wischen, und in dem vierten kam es bei offener Szene zu einem häßlichen Theaterstandal. Es sah so aus, als ob ein Teil der Zuschauer durch laute Störungen das Weiterpiel unmöglich machen wollte, ja, als ob der Sturm von vornherein geplant gewesen wäre. Die Hervorrufe am Schlusse waren in der Hauptsache wohl nur der Ausdruck des Protestes gegen ein derartig unqualifizierbares Verhalten.

Der Blaubart, wie er der Phantasie des Autors vorführt, ist der geborene Mörder, den eine pervers wollüstige Zwangsvorstellung, vor der ihm selber graust, von Bluttat zu Bluttat treibt, ein vom Bewußtsein seiner eigenen Scheußlichkeit verfolgter Jäger der Aufschläger im Märchengewande. Und das Motiv der Zwangsvorstellung, an welcher alle vernünftige Einsicht abprallt, lehrt dann in wechselnden Formen bei den Kindern des Grafen Nikolaus wieder, der im Kontrast dazu das Bild der klaren, nüchtern, tüchtigen Gesundheit repräsentiert. Fröhlich, von der Pein der Einsamkeit gehebt, tritt Blaubart in das Zimmer, in dem er den Grafen und dessen Sohn als nächtliche Gäste beherbergt. Er sehnt sich nach Gesellschaft, um die furchtbaren Erinnerungen zum Schweigen zu bringen. Doch sie lassen ihn nicht, sie zwingen ihn zu der Erzählung, wie er sein erstes Weib in den Armen eines Freundes überraschte und zum erstenmal Mörder ward. Voll Entsetzen wendet sich der Vater ab, während der Jüngling den düsteren, auf labyrinthisch wirre Fergänge der Seele deutenden Worten wie bezaubert lauscht. Man sieht Blaubart, wie er das verborgene Verließ, wo die abgeschlagenen Häupter seiner Frauen liegen, aufsucht, wie sein entartetes Verbrechenshirn sich in dem Angedenken an die zerstörten Reize berauscht. Hier kulminierte Kitzners geniales Spiel, er gab dem Gräßlichen die Illusion der Wahrheit. Auch die Hochzeitsfeier Blaubarts mit der Grafentochter enthielt, so sprunghaft die Szenenführung war, eindrucksvolle Momente. Der gütige Alte sieht die Kinder mit offenen Augen ins Verderben rennen. Seinen Werner hat die Freundschaft, seine Tochter die Liebe Blaubarts blind gemacht, der ältere Sohn wütet gegen den eigenen Körper in blöder Trunksucht. Hilfsreich streckt er nach ihnen die Vaterhände aus, aber sinnlose Triebe reißen sie im Strudel fort, jeden dem sicheren Verhängnis entgegen. Gepeitscht von Neue, in Angst, er werde auch dieses Mädchen, vor dem er Rettung vor dem eigenen Ich erhoffte, töten, will Blaubart fliehen, aber die Begierde zwingt ihn zurück, und Judith, die sich fürchtet, die den Vater eben noch um Schutz bat, stürzt willenlos in seine Arme. Damit war, was Ulenberg symbolisierend dem Stoffe abgewinnen konnte, erschöpft, der Rest charakterisierte sich, wie schon gesagt, als eine theatralisch aufgepußte und dabei gänzlich Bühnenunwirksame Nachbildung der gleichgültigen Geschichte. Es war schade um das ausgezeichnete Spiel, vor allem auch der Triesch, die die Judith verkörperte, die malerischen Dekorationen, die man für eine verlorene Sache eingesetzt hatte. dt.

Kunst.

e. s. Die Neuertwerbungen im Kaiser Friedrich-Museum. Es sind zwar nur verhältnismäßig wenig Stücke, die das Museum erworben hat: sieben Bilder; drei spanische, zwei niederländische, zwei italienische. Dafür ist aber jedes in seiner Art bedeutend und interessant, und es ist charakteristisch, daß sie insgesamt der Zeit angehören, die schon stark der Gegenwart sich nähert.

Von Zurbaran (1598—1662) ist das Porträt eines Knaben in Mäntelung. Die farbige Erscheinung steht vornehm auf dem mattschwarzen Grad. Das Gesicht ist sehr lebendig gemalt. Das Bild, das von der kräftigen, temperamentvollen, in dem dunklen glühenden Kolorit recht spanischer Art des Künstlers vorzügliche Vorstellung gibt, ist auch insofern wichtig, als Zurbaran sehr selten ein Porträt malte, sondern fast nur Szenen aus dem geistlichen Leben. Murillo (1617—82) erscheint gegen diese esteriische Art weich, auch nicht so charakteristisch. Die Werke dieses überaus fruchtbareren Malers haben eine wohlthuende Wärme des Kolorits. In der weichen, wohligen Gelassenheit ähneln sie Rafaels gemäßigten Typen. Murillo prägt den Typus der Maria als einer Spanierin. Seine Engel sind Sebillerinnen. Die „Anbetung“ wirkt etwas matt. Die „Musikanten“ von Velasquez (1599 bis 1660) gehören zu den Genrestücken, mit denen dieser geistvolle Künstler, der augenblicklich wieder so modern ist, seine Tätigkeit als Maler begann. Der scharfe Realismus zeigt sich in der genauen Beobachtung der Typen aus dem Volke. Zwei Musikanten spielen, am Tisch sitzend, ein Junge reicht ihnen ein Glas Wein, im Hintergrund sitzt ein Affe. Neben diesem Realismus aber ist es die reimmalerische Anschauung, die zur Verwunderung nötigt. Die Vereinigung dieser beiden Prinzipien, die sich sonst bekämpfen, Naturtreue und Farben-schönheit, stellt Velasquez auf den hohen Platz, den die Kunstgeschichte ihm einräumt. Er verschmilzt vollste Naturtreue und malerisches Raffinement zu einer reistlosen Einheit und selbst dem Häßlichsten verleiht er dadurch einen Schimmer von Schönheit. Unser Bild stellt eine Harmonie gelblich brauner, schwarzer und hellgrauer Töne dar. Jeder bunte Akord fehlt. Dadurch wirkt das Bild unendlich vornehm.

In eine andere Welt führen uns die beiden Niederländer. Joost van Cleve (1. Hälfte des 16. Jhdh.) ist als Porträtmaler bedeutend. Seine Gemälde finden sich weit zerstreut, ein

Zeichen, daß er sehr geschätzt wurde. Er lebte zur Zeit Holbeins. Seine Altarbilder sind unansehnlich, seine Porträts dagegen lebenswahr, kräftig, dabei farbiger wie zeichnerisch sehr sicher. Wie das Frauenporträt zeigt, das auf grauem Grund gesetzt ist, in den Farben Braun und Schwarz. Im Gesicht ist ein ausgesprochener Charakter geprägt. In die gleiche Zeit führt uns Antonis Moor (1512—78). Er hat einen reicheren malerischen Vortrag, doch wirkt diese wahrscheinlich von Italien kommende reichere Malweise nicht so eigen. Vorzüglich ist auf diesem Bilde die Hand der sich auf den Tisch stützenden Frau, weiß auf grün.

Guardi (1712—1793) und Tiepolo (1696—1770) sind Vertreter der spätvenezianischen Malerei, die schon in die moderne Zeit hineinweist. Ihre Malweise hat etwas Auflösendes. Man denkt schon an den Impressionismus. Guardi malt Straßenbilder, auf denen er die grauen Häuserreihen sehr geschickt als gleichmäßigen Hintergrund verwendet, um darauf die Farbpunkte der bunten Kostüme mit viel Geschmaack und Lebendigkeit wirken zu lassen. Noch mehr betont Tiepolo den malerischen Charakter. Die übrige Luft Venedigs ist in seinen dekorativen Bildern, die stark auf malerische Gesamtwirkung hin angelegt sind, leicht und hell ist der Farbcharakter. Er verwendet viel Blau und Rot in hellen Nuancen. Nur im Vordergrund führt er genauer aus, doch auch hier dominiert die rein malerische und nicht gegenständliche Wirkung. Hinten verliert sich alles in dumpfiges Grau, das dennoch die Gegenstände erkennen läßt. So erhebt Tiepolo schon bedeutend die Skizze zum vollen Bildwert.

Erziehung und Unterricht.

Hand- und Kopparbeit. Die großen sozialistischen Utopisten haben den hohen erziehlischen und sittlichen Wert der Handarbeit mit Nachdruck hervorgehoben. Neuerdings hat William Morris wesentlich vom künstlerischen Gesichtspunkte aus in seinem Idealbild der Zukunft die Handarbeit verherrlicht als Quelle künstlerischen Schaffens und freudigen Lebensgenusses. Der Bedeutung, die der Handarbeit als Erziehungsmittel und als notwendige menschliche Betätigung zukommt, können sich auch die beamteten Pädagogen nicht mehr entziehen. Direktor Dr. Kahl behandelt in Heft 46 der „Umschau“ die Frage vom physiologischen und pädagogischen Standpunkte.

Die Ausbildung des Gehirns als des Organs nicht bloß für das Denken, sondern auch für das Wollen und Handeln des Menschen, führt er aus, erfolgt nur unter Mitwirkung der Sinne und der körperlichen Betätigung des Kindes. Die Empfindungszellen und ebenso die Bewegungszellen des Gehirns entwickeln sich durch Übung und bleiben unentwickelt, wenn diese Übung fehlt. Die übliche Unterscheidung zwischen Kopparbeit und Handarbeit ist falsch, denn es gibt keine Art der Handarbeit, die nicht zu gleicher Zeit mehr oder weniger Kopparbeit erfordert. Deshalb sind körperliche Bewegungen, Spiel, Turnen und Handarbeit notwendig zur Entwicklung des Gehirns, sie sind Mittel zur Gewinnung der motorischen Begriffe, die den Menschen zum Handeln führen und die das Wesen seines Charakters begründen. Aber die feinere Handarbeit wirkt anders auf das Gehirn ein wie die grobe Arbeit bei der Bewegung großer Muskelgruppen, und die ausgebildete Hand ist ein feines Sinnesorgan, ähnlich wie Auge und Ohr. Die Handgeschicklichkeit hat ihren Sitz nicht eigentlich in der Hand, sondern im Kopf und Gehirn und geeignete Handübungen sind eine Form geistiger Erziehung. Küber dem Gehirn kommt für die motorischen Bewegungen noch das Rückenmark in Frage, von dem aus die unbewußten Reflexbewegungen dirigiert werden. Die erziehlische Einwirkung, auf beide Organe kann nur im jugendlichen Alter stattfinden, und deshalb ist die Einführung geeigneter Handbetätigung im System der Jugenderziehung zu fordern. Die Notwendigkeit einer solchen läßt sich auch auf anderem Wege nachweisen. Die Erziehung lehnt und alle großen, genialen Erzieher (Comenius, Rousseau, Pestalozzi, Fröbel u. a.) haben es erkannt, daß die körperliche Erziehung mit der geistigen Hand in Hand gehen muß und daß die körperliche Betätigung des Kindes eine Vorbedingung ist für seine geistige Entwicklung, von der sie sich nicht trennen läßt. Die Herstellung einfacher Gegenstände, wie sie im sogenannten Handfertigkeitunterricht gelehrt wird, ist durchaus keine mechanische Sache, die für die Erziehung wertlos wäre oder etwa nur dem Zwecke dienen könnte, für eine handwerkmäßige Tätigkeit vorzubilden. Man kann im Gegenteil behaupten, daß in einer solchen Betätigung unter Umständen mehr geistbildende Momente liegen, als in manchen Formen des Sprachunterrichts. Psychologisch ausgedrückt ist das Sprechen als eine motorische Erregung gewisser Muskeln von der Handbetätigung nur darin unterschieden, daß beide von verschiedenen Gehirnzentren ausgehen; somit sind auch für die Ausbildung des Geistes beide Prozesse im Grunde genommen nahezu gleichwertig. Auch der Prozeß des Denkens vollzieht sich vielfach, wie z. B. beim Künstler, Techniker, Naturforscher usw., durchaus nicht in den sprachlichen Formen, der Komposition denkt in Tönen, der Künstler und Techniker in Raumformen, der Naturforscher in den Formen sinnlicher Erscheinungen, die mit der Sprache nichts zu tun haben. Aber wie wir in unserer Kultur überhaupt das Wort überschätzen, so geht auch unsere Erziehung einen verkehrten Weg, wenn sie die Ausbildung der Hand und die der Sinnesorgane vernachlässigt. Die Erziehung der Zukunft wird hierauf Rücksicht nehmen müssen, und zugleich wird sie als eine

Erziehung zur Arbeit und durch Arbeit eine Reihe von Gesichtspunkten in den Vordergrund stellen müssen, die in unserem heutigen Erziehungssystem nicht zur Geltung kommen können. —

Humoristisches.

— Kindermund. Fremder: „Wie ich höre, habt Ihr eine photographische Dunkelkammer im Hause — kann ich hinein?“ — Der kleine Moriz: „Nein, jetzt ist der Vater drin!“ — Fremder: „Was macht denn der dort?“ — Moriz: „Noselwein!“

— Lakonisch. Wie geht's, mein Lieber?“ — „Nun — wie soll's geh'n?! . . . 'mal so, 'mal so — und meistens geht's so!“ — „So so? . . . Sie sehen aber doch gar nicht so aus!“

— Der Farbenm. „Die Einrichtung bei mir zu Hause sollten Sie sehen! . . . Wo man hinspuckt, trifft man e' Kunstwerk!“ (fliegende Blätter.)

Notizen.

— Für die Uraufführung von Maxim Gorkis jüngstem Werk: „Die Feinde“, die am Dienstag, den 20. d. Mts., im Kleinen Theater stattfindet, wurden verschiedene Neulinge getroffen. In einer der weiblichen Hauptrollen wird Fräulein Alara Goerick vom Leipziger Schauspielhaus debütieren.

— Im Lorching-Theater wird am Sonnabendabend 7 1/2 Uhr zum ersten Male die Operette „Die Fledermaus“ aufgeführt. Nachmittags 3 Uhr eröffnet das Märchen „Rotkäppchen“ den Reigen der Kinder- und Weihnachtsmärchenvorstellungen.

— Für das Kaiser Friedrich-Museum wurde ein Porträt der Herzogin Margareta von Parma von dem vämischen Maler Antonis Moor (1512—1578) erworben. Das Bild zeichnet sich durch kräftige Charakteristik und warmes reiches Kolorit aus.

— Die Rembrandt-Ausstellung im königlichen Kupferstichkabinett ist nur noch bis Sonntag, den 11. d. M., geöffnet. Von Montag ab bleibt der Ausstellungsraum zur Vorbereitung einer Ausstellung von Ansichten aus Alt-Berlin für einige Tage geschlossen.

— In der Vorderasiatischen Gesellschaft erstattete Prof. Hugo Winkler Bericht über die Ausgrabungen zu Boghazköi im Innern von Kleinasien. Sie bieten wichtige Entdeckungen für die Geschichte Kleinasiens in der Epoche der Cheta- oder Hattiherrschaft (1500—1100 v. Chr.). Das Ausgrabungsgebiet erwies sich als die alte Hauptstadt der Cheta. Zahlreiche Zionsfelsen, die offenbar ein Archiv bildeten, ergeben Aufschlüsse über die inneren und äußeren Verhältnisse des großen Reiches, das auch Beziehungen zu Aegypten unterhielt. Bemerkenswert ist u. a., daß in einer Art Kataster auch hiesige Frauen als Hausvorstände aufgeführt werden. Die weitere Verarbeitung des reichen Materials dürfte noch manche interessanten Aufschlüsse bieten.

— Kapitän Arnundsen hat die Heimreise von seiner letzten Polarfahrt angetreten. Er bringt Forschungsberichte mit, aus denen, wie er berichtet, hervorgeht, daß er den magnetischen Pol erreicht hat, was der Hauptzweck seiner Reise war. Er besitzt automatisch aufgenommene photographische Aufzeichnungen der Bewegungen seiner Instrumente. Daß er den magnetischen Pol erreicht habe, schließt er daraus, daß die Kompassnadeln sich nicht mehr bewegten. Die Verarbeitung des von ihm gesammelten Materials wird ungefähr drei Jahre in Anspruch nehmen.

— Die teure Kuh. Der „Frankf. Jtg.“ wird aus Rom diese lustige Geschichte berichtet: In einem ist Italien allen anderen Ländern überlegen: in der Zahl der kostenlosen Staatstelegramme. Kürzlich suchte der Ministerpräsident diesem Uebelmaß zu steuern, indem er Einschränkung anbefahl. Nichtsdestoweniger erließ jüngst der Unterpräfekt von Corleone in Sizilien eine amtliche Zirkulardepeche an alle Präfekturen und Polizeiamter des Reiches — dreihundert Adressen! —, worin er die Beschlagnahme einer Kuh anordnete, die ihrem Herrn entlaufen war. Die dreihundert Telegramme wurden abgesandt, ohne daß es einem Telegraphisten eingefallen wäre, darüber nachzudenken, wie die Kuh über die Meerenge von Messina hätte auf das Festland kommen können. Die Geschichte wäre wohl wie so viele andere ruhig hingegangen, wenn nicht ein sozialistisches Wort Lärm geschlagen hätte. Folglich mußte etwas geschehen. Der Unterpräfekt wird zur Rede gestellt, er gibt seine Mutaz zu, erklärt es aber für ein Versehen, daß sein Rundtelegramm, das nur für die Insel bestimmt war, zum Kontinent hinübertündern konnte. Aber das half ihm nichts. Herr Giolitti mußte ein Beispiel statuieren, und der Unterpräfekt hat nun 507,60 Lire aus eigener Tasche zu bezahlen.